

Kristóf Nyíri

Das Mobiltelefon als Rückkehr zu nichtentfremdeter Kommunikation

2006

<https://doi.org/10.25969/mediarep/1014>

Veröffentlichungsversion / published version

Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Nyíri, Kristóf: Das Mobiltelefon als Rückkehr zu nichtentfremdeter Kommunikation. In: Peter Glotz, Stefan Bertschi, Chris Locke (Hg.): *Daumenkultur. Das Mobiltelefon in der Gesellschaft*. Bielefeld: transcript 2006, S. 185–196. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/1014>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitungen 3.0 Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution - Non Commercial - No Derivatives 3.0 License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0>

Das Mobiltelefon als Rückkehr zu nichtentfremdeter Kommunikation

KRISTÓF NYÍRI

Mindestens anderthalb Millionen Jahre lang, bis vor ungefähr zehntausend Jahren, bedeutete menschliche Kommunikation allein Kommunikation von Angesicht zu Angesicht; sie beschränkte sich notgedrungen auf die Kommunikation zwischen Menschen, die einen gemeinsamen physischen Ort bewohnten. Wie es der Evolutionspsychologe Robin Dunbar sieht, entstand Sprache als Instrument zur Aufrechterhaltung des gemeinschaftlichen Zusammenhalts in immer größer werdenden Gruppen, wodurch ein konstanter und wirksamer Austausch sozialer Informationen gewährleistet blieb (vgl. Dunbar 1996). Auf Dunbars in der sozialwissenschaftlichen Forschung zur Mobilkommunikation sehr einflussreiches Werk bezog sich u.a. auch Kate Fox in ihrem oft zitierten Essay »Evolution, Alienation and Gossip«: »In unserer schnelllebigen modernen Welt waren wir bei der Kommunikation mit unserem sozialen Netzwerk quantitativ wie qualitativ ernsthaft eingeschränkt. Jetzt stellt der Klatsch am Mobiltelefon unser Gefühl von Verbundenheit und Gemeinschaft wieder her und bietet so ein Gegenmittel zu den Zwängen und zur Entfremdung des modernen Lebens« (Fox 2001).

Letztlich läuft die Mobiltelefonie aber auch noch auf andere Weise auf eine Art Rückkehr zu urtümlichen Kommunikationsmustern hinaus. Wie ein weiterer Evolutionspsychologe, Merlin Donald, gezeigt hat, lassen sich bei der Entstehung solcher Muster zwei Hauptphasen unterscheiden (vgl. Donald 1991). Die erste betrifft die Entstehung der Fähigkeit zur mimischen Darstellung, also die Fähigkeit, Ereignisse visuell darzustellen, während die zweite Phase, deren Anfänge zwischen 50.000 und 100.000 Jahre zurück liegen, die Entstehung des menschlichen Sprachsystems betrifft, die Entwicklung einer Verbal-sprache, die auf den Grundlagen einer gestischen Sprache aufbaute. Schließlich tauchten dann vor rund 10.000 Jahren völlig neue Kommunikationsmuster auf, nämlich die Grundmuster medial vermittelter Kommunikation. Diese entstanden laut Donald als Folge der Entwicklung externer Formen des Gedächtnisses; man erfand bildliche, ideo-

graphische und phonologische Symbolsysteme. Dabei sollte allerdings nicht übersehen werden, dass manche der Schritte auf diesem langen Weg nicht nur bessere Kommunikationsmöglichkeiten mit sich brachten, sondern auch eine zunehmende Disharmonie zwischen urtümlichem Denken und einigen dieser neuen Ausdrucksmittel. Im vorliegenden Beitrag geht es darum, zu zeigen, dass die neueren Entwicklungen der Mobiltelefonie nicht nur neue und enorm verbesserte Kommunikationsmöglichkeiten mit sich bringen, sondern möglicherweise auch eine Gelegenheit, besagte Disharmonie zu überwinden.

Eine erste leichte Entfremdung zwischen Inhalt und Medium muss sich bereits bei der Entwicklung der Verbalsprache ergeben haben. Diese Entwicklung wies der linken Hirnhälfte neue Aufgaben zu, doch nicht alle Gehirne waren für die Übernahme solcher Aufgaben gleich gut gerüstet. Was wir heute in einem weiteren Sinne als »Dyslexie« bezeichnen, die Probleme beim Lesen und Verstehen von Wörtern oder Texten, hat nämlich eine anatomische Basis (vgl. West 1997: 271) und kommt gar nicht so selten vor. Allerdings wurde dieses Problem vor dem Aufkommen der Schrift natürlich nicht offenbar. Wie Thomas West feststellt, »treten bestimmte Spezialfähigkeiten und Dyslexie tendenziell gemeinsam auf«, doch waren »in schriftlosen Gesellschaften nur die Vorteile sichtbar; die Nachteile blieben verborgen. Und weil solche Bedingungen im größten Teil der menschlichen Geschichte vorherrschten, überrascht es nicht, dass Dyslexie relativ normal war und als Problem erst gesehen wurde, als von größeren Teilen der Gesellschaft höhere Schul- und Hochschulbildung (mit ihrem beträchtlichen Maß an schriftsprachlicher Orientierung) verlangt wurde« (West 1997: 20). In gewissem Maß muss sich die Dyslexie auch schon in prähistorischen Zeiten bemerkbar gemacht haben, etwa wenn jemand, der eine hochentwickelte Gebärdensprache meisterhaft beherrschte, oder aber ein inspirierter Schöpfer von Höhlenmalereien, plötzlich händeringend nach Worten suchte und ins Stottern geriet. West zitiert Stephen Jay Gould, der sich seinerseits auf Goethe beruft: »Wir sollten weniger reden und mehr zeichnen. Ich persönlich würde gerne ganz auf die Sprache verzichten und wie die organische Natur alles, was ich zu sagen habe, in Skizzen sagen« (West 1997: 257). Dieses Zitat stammt aus Goulds *Eight Little Piggies* (1993), und bei Gould heißt es weiter: »Unsere Attraktion zu Bildern als Verständnis- und Erkenntnisquelle ist sowohl urtümlich als auch allgegenwärtig. Das Schreiben mit seiner linearen Anordnung der Gedanken ist in der Geschichte der menschlichen Erkenntnis nur ein historischer Nachgedanke.«

Allgemein gesagt, befreit die Übergabe mentaler Inhalte an ein externes Gedächtnis den menschlichen Geist eher als dass sie zu einer Entfremdung beitrüge. Marx kritisierte Hegel für dessen Gleichsetzung von Vergegenständlichung und Entfremdung; vielmehr sei die Neigung zur Vergegenständlichung, die mit der Herstellung von Werkzeugen

beginne, ein Wesenszug des Menschen. Allerdings führe die Vergegenständlichung tatsächlich zur Entfremdung, wenn ein System erzwungener Arbeitsteilung zur Grundlage der Produktion materieller Güter werde. In einem bekannten Abschnitt aus dem ersten Kapitel des ersten Buches von *Das Kapital* (»Der Fetischcharakter der Ware und sein Geheimnis«) heißt es bei Marx:

»Ein näher liegendes Beispiel bildet die ländlich patriarchalische Industrie einer Bauernfamilie, die für den eignen Bedarf Korn, Vieh, Garn, Leinwand, Kleidungsstücke usw. produziert. Diese verschiedenen Dinge treten der Familie als verschiedene Produkte ihrer Familienarbeit gegenüber, aber nicht sich selbst wechselseitig als Waren. Die verschiedenen Arbeiten, welche diese Produkte erzeugen, Ackerbau, Viehzucht, Spinnen, Weben, Schneiderei usw. sind in ihrer Naturalform gesellschaftliche Funktionen, weil Funktionen der Familie, die ihre eigne, naturwüchsige Teilung der Arbeit besitzt« (Marx 1962: 92).

Wie es schon der junge Marx in seinem Aufsatz »Das philosophische Manifest der historischen Rechtsschule« (1842) impliziert hatte, liegt in der romantischen Sicht ursprünglicher (»roher«) Verhältnisse ein wahrer Kern: Die »rohen Zustände [waren] naive niederländische Gemälde der wahren Zustände« (Marx 1964: 78). Nun lässt sich allerdings auch sagen, dass zwischen den visuellen, oral-auralen, verbalen, taktilen und anderen Kommunikationskanälen eine Art Arbeitsteilung besteht. Nichtentfremdete Kommunikation setzt eine spontane Harmonie dieser Kanäle voraus, doch eine solche Harmonie ließ sich nach Entstehung der ersten Schriftsysteme kaum noch aufrechterhalten.

Bildliche und hieroglyphische Schriftsysteme waren schwer zu beherrschen; sie stellten priesterliches Wissen dar und waren den Massen fremd. Die Alphabetisierung dagegen förderte Demokratie und rationales Denken; sie führte allerdings auch, wie die Reaktion Platons zeigt und wie Nietzsche nicht müde wurde zu betonen, zu einer exzessiven Beschäftigung mit Abstraktionen und zu einer Vernachlässigung der sinnlichen Welt. Als ein weiterer Verzerrungseffekt der alphabetischen Schriftkultur ergab sich, wie Marshall McLuhan immer wieder hervorhob, die Dominanz des linearen Denkens. Auch McLuhans Liebling J.C. Carothers hatte natürlich Recht, als er 1959 in einem bahnbrechenden Aufsatz in Erinnerung rief, dass geschriebene Worte von den für die gesprochene Sprache typischen emotionalen Obertönen und Akzenten vieles einbüßen. Daraus folgt, dass geschriebene Worte »viel leichter missverstanden werden können; nur wenigen Menschen gelingt es in gesprochener Sprache nicht, ihre Botschaften und Teile ihres Selbst zu kommunizieren, während schriftliche Texte [...] nur wenig vom Schreibenden übermitteln« (Carothers 1959: 311). So entfremdet uns das Schreiben also von uns selbst und von einander.

Am wichtigsten ist indes, dass wir uns in jahrhundertelanger Vorherrschaft von Schrift und Druckerpresse den Bildern entfremdet hat-

ten. Der Hauptgrund dafür war technologischer Art. Vor 1400, vor der Erfindung des Bilddrucks, gab es keine angemessene Technologie für die Vervielfältigung von Illustrationen. Vor dem Zeitalter der Fotografie war, wie William Ivins in *Prints and Visual Communications* (1953) feststellt, keine naturgetreue Darstellung spezieller Objekte möglich. Auch war es für Autoren und Drucker wesentlich einfacher, sich mit Texten als mit Bildern zu befassen. In *Der sichtbare Mensch* (1924), seinem grundlegenden Buch zur Stummfilmästhetik, das auch auf McLuhan und seinen Zirkel in Toronto beträchtlichen Einfluss hatte, kommt der ungarische Dichter, Dramatiker und Filmkritiker Béla Balázs zu dem Schluss, dass als Folge des Buchdrucks alle anderen Formen der Kommunikation außer Lesen und Schreiben in den Hintergrund gerieten. Das neue Medium des Films werde jedoch, schrieb Balázs, jene glücklichen Zeiten zurückbringen, »da die Bilder noch ein ›Thema‹, eine ›Idee‹ haben durften, weil die Idee nicht immer vorerst in Begriffen und Worten erschien und der Maler nicht erst nachträglich mit seinem Bilde eine Illustration dazu malte« (Balázs 1982: 52). Doch Balázs' Hoffnungen erwiesen sich als verfrüht. Noch 1967 konnte der Erkenntnispsychologe Ulric Neisser feststellen, dass eidetische Bilder – die mentale Bilderwelt mit ihrer quasisinnlichen Lebhaftigkeit und ihrem Detailreichtum – bei kleinen Kindern nichts Ungewöhnliches sind, bei Erwachsenen (speziell westlichen Erwachsenen) dagegen etwas sehr Seltenes. Demnach muss die Fähigkeit, so zu sehen, mit dem Alter irgendwie abnehmen. Dafür könnte, vermerkt Neisser, »irgendein mit der Schriftlichkeit zusammenhängender visueller Faktor verantwortlich sein« (Neisser 1967: 149-150).

Die Fotografie war ein entscheidender Sprung nach vorn, weil sie die naturgetreue visuelle Reproduktion des speziellen Objekts, der speziellen Person und des speziellen Augenblicks ermöglichte. Allerdings können auch Fotografien tiefe Verzerrungen enthalten. Der Sammelband *Family Snaps* (Spence/Holland 1991; »Familienschnappschüsse«) bietet eine deprimierende Zustandsbeschreibung der konventionellen häuslichen Fotografie mit ihrer Vorspiegelung eines von Liebe bestimmten familiären Beisammenseins, dem jeder Hinweis auf möglicherweise entfremdete Beziehungen fehlt. Doch heute ist eine solche Zustandsbeschreibung bereits obsolet, und das hat mit den vielgeschmähten indiskreten Schnappschüssen zu tun, die das Fotohandy ermöglicht. Solche Aufnahmen sind nicht dazu gedacht, zukünftigen Betrachtern idealisierte Bilder zu präsentieren, sondern sie sollen per MMS authentische visuelle Hier-und-Jetzt-Informationen für intime Freunde und Verwandte liefern. Man sieht etwas, will es nicht für sich behalten und braucht es auch nicht für sich zu behalten.

Ähnlich ist es mit Texten. Eine Erinnerung lässt einen nicht mehr los, man hat eine Neuigkeit, man hat eine Idee – man braucht sie nicht für sich zu behalten, und man kann sie auch nicht für sich behalten.

Carothers zitiert eine Passage, in der eine Ethnologin über analphabetische Eskimos berichtet: »Alle Eskimos, auf die wir trafen, sprachen viel. Eine Regel im Eskimoleben lautet, dass man keinen Gedanken für sich behalten darf – denn wer es tut, wird verrückt werden« (Carothers 1959: 314). Dagegen ist der isolierte Denker der Moderne, das epistemologische Ego von Descartes und Locke, ein seiner Gemeinschaft entfremdetes Individuum. Doch im Zeichen allgegenwärtiger multimodaler Verbundenheit, im Zeichen auch von Geräten, welche die für das Denken und für die Übermittlung multimodaler Gedanken erforderlichen Anstrengungen dramatisch reduziert haben, hat anscheinend eine Rückkehr zu weniger entfremdeten Kommunikationsbedingungen begonnen. »Könnte es sein«, fragt Thomas West, »dass die Menschheit eine [neu-alte] Bühne betritt, eine Bühne, auf der die [dyslexische] Summe von Charakterzügen vielleicht wieder in den Vordergrund tritt?« Anders gesagt: »Möglicherweise befinden wir uns jetzt an einem Wendepunkt, an dem eine neue Familie von relativ preiswerten und nachhaltig visuell orientierten Technologien es möglich macht, die seit langem wirksame Verwendung verbal orientierter Technologien komplementär zu ergänzen« (West 1997: 23, 258). Natürlich ergeben sich aus einem solchen Übergang neuartige philosophische Fragen. Schließlich waren es Descartes' und Lockes denkende und erkennende Individuen, die die Wissenschaft und die politischen Institutionen des Westens schufen. Wird nun eine Rückkehr zum kollektiven Denken nicht die analytischen und synthesefähigen Kräfte des westlichen Denkens schwächen? Wird es sie im Gegenteil nicht vielmehr erweitern?

Denn wir müssen natürlich bedenken, dass zwar das Internet, zumal das per UMTS-Handy angewählte Internet, eine echte Revolution im Kommunikationswesen bedeutet, nämlich nichts weniger als die Umkehrung der jahrhundertelangen kommunikativen Entfremdung der Menschheit, dass aber gleichwohl sehr reale Probleme mit den neuen Informations- und Kommunikationstechnologien verbunden sein können. Ich zähle im Folgenden vier Probleme auf, die von der Welt der Technologie wie von der Welt der Philosophie gelöst werden müssen.

Erstens: Orientierung im Internet. Jeder Internetnutzer weiß nur zu gut, dass das dort verfügbare Informationsvolumen kaum zu überschauen und zu bewältigen ist und dass zugleich ein Mangel an wirklich brauchbaren Informationen herrscht. Für die Erfordernisse des Alltags – Kontakte herstellen, Einkaufen, Reisen, Unterhaltung und Nachrichtenüberblick – ist im Internet im Allgemeinen gut gesorgt. Wenn man sich jedoch auf den umfassenderen Ozean des zeitlosen Wissens begibt, wird man bald feststellen müssen, dass man ohne Kompass navigiert. Die heutigen Suchmaschinen sind phantastisch effizient; nach der Stichworteingabe erscheinen zahllose anscheinend relevante Dokumente. Doch wenn wir nach einem passenden Aus-

gangspunkt für detaillierte Informationen suchen oder in manchen Fällen auch nur wissen wollen, welchen Dokumenten wir überhaupt glauben können, dann würden wir uns oft mehr Wegweisung durch Experten wünschen. Solche Wegweisung findet sich in Internetportalen, Informationssammelpunkten, die von qualifizierten Organisationen betrieben werden. In den großen Weltsprachen sind solche Portale durchaus vorhanden, aber in unbekannteren Sprachen herrscht in dieser Hinsicht immer noch deutlicher Mangel.

Zweitens: Private Handygespräche an öffentlichen Orten – auf der Straße, in der Straßenbahn oder im Zug, auf Flughäfen oder in Wartebereichen. Wir alle kennen diese Situation, und viele von uns leiden daran. Doch woran genau leiden wir? Schließlich werden Privatgespräche seit eh und je an allen möglichen Orten in Anwesenheit von Fremden geführt. James Katz meint, was den unfreiwilligen Zeugen eines Handyanrufs vielleicht am meisten störe, sei die kognitive Disharmonie der unnatürlichen Gesprächssituation: Man hört immer nur die eine Seite des Gesprächs mit und ist deshalb in einem Kommunikationsraum nur halb präsent, der sich willkürlich und zufällig mit dem gegebenen tatsächlichen Raum überlagert (vgl. Katz 2003).

Drittens (und eng mit dem zweiten Problem verbunden): Die Vermischung der mentalen Handlungsräume im Zeichen mobiler Kommunikation. Auch dieses Phänomen kennen wir alle aus eigener Erfahrung. Während Sie zum Beispiel jetzt gerade meinem Vortrag folgen, erhalten oder senden einige von Ihnen SMS-Nachrichten über ihr Handy. Auf diese Weise sind Sie in mehreren Räumen gleichzeitig aktiv. Es kann bei Konferenzen durchaus störend sein, wenn die Teilnehmer nicht nur miteinander kommunizieren, sondern zugleich virtuell auch mit externen Partnern, die sich ganz woanders befinden. Und meine lehrenden Kollegen, von der Grundschule bis zur Universität, sind allesamt regelrecht wütend, wenn ihre Schüler und Studenten ihre Aufmerksamkeit nicht ihnen schenken, sondern privaten SMS-Partnern. Das Phänomen ist real, aber was sagt es uns? Vielleicht, dass die organisierten Treffen von Individuen nicht immer so wesentlich sind; dass wir in einen verbalen oder bildlichen Austausch mit virtuellen Kommunikationspartnern treten, in dem es um Wichtigeres geht als um das gerade verhandelte Konferenz- oder Unterrichtsthema ... Auf jeden Fall stört der Empfang einer SMS-Botschaft die gegebene Hier-und-Jetzt-Kommunikationssituation weniger als ein ankommender Telefonanruf. Wenn es möglich wäre, die simultane Häufung von Kommunikationssituationen zu trennen und diese räumlich nebeneinander zu regeln, so wäre das Problem der Vermischung von kommunikativen Handlungsräumen auf einen Schlag leichter zu handhaben.

Viertens (und wiederum damit zusammenhängend): Das Zeitmanagement im Zeitalter des Internets und der Mobilkommunikation. Der gegebene Terminkalender für die Arbeit des Tages kann jederzeit

durch eine E-Mail, SMS-Botschaft oder einen Handyanruf über den Haufen geworfen werden. Wir sind zermürbt und frustriert, hektisch in viele Richtungen gleichzeitig aktiv und können uns auf eine gegebene Aufgabe nicht mehr konzentrieren. Doch wie real ist dieses Problem? Wenn ich Teenager beobachte, bin ich mir da nicht so sicher. Eingehende Anrufe und SMS-Botschaften scheinen Teenager eher zu beleben als zu stören. Ihr Zeitmanagement ist anders, und wahrscheinlich ist auch ihre Zeitauffassung eine andere: weniger linear als die unserer Generation und die der Generationen aus früheren Jahrhunderten, deren Zeitgefühl von den für geschriebene und gedruckte Wörter typischen linearen Abläufen geprägt war.

Wir sind die erste Generation, die in der Welt dieser neuen Informations- und Kommunikationstechnologien lebt, und die letzte, die noch vollständig in der Gutenberg-Galaxie sozialisiert worden ist. Wir sind die erste Generation, die in beiden Welten zu Hause ist – in der Welt des geschriebenen Wortes und zugleich in der Welt der interaktiven digital-medialen Kommunikation. Wir tragen eine enorme Verantwortung. Unsere Aktivitäten müssen als Beispiel dafür dienen, dass das Internet ein wundersamer Agent der kulturellen Erneuerung und Revolution sein kann. Auch das Mobiltelefon ist Teil dieser neuen kulturellen Revolution, nicht nur als neues Instrument der Gemeinschaftlichkeit und Geselligkeit, das immer noch eher an die alte Gemeinschaftlichkeit erinnert, sondern zunehmend auch als Mittel der Massenkommunikation, als Medium – als ein neues interaktives, individuell maßgeschneidertes Medium.

Doch kennt auch die Netzwerk-Revolution ihre Konterrevolutionäre, lauthals und ignorant. Ihr Technik-Pessimismus ist unbegründet, ja sogar schädlich. Aber es hat ihn natürlich schon immer gegeben. Jedes Zeitalter hat seinen eigenen Technik-Pessimismus. Und im Rückblick wirkt jede derartige Erscheinungsform oft etwas einfältig. Lassen Sie mich einen kurzen Abriss geben.

Platon, der Begründer der westlichen philosophischen Tradition, lebte im Athen des 5. und 4. vorchristlichen Jahrhunderts, zu einer Zeit, da sich die griechische Kultur von einer mündlich orientierten zu einer schriftlichen wandelte. In seinen Dialogen weigerte er sich, die Weisheit der Philosophie dem geschriebenen Wort anzuvertrauen. Er bestand darauf, dass philosophisches Denken angemessen nur im lebendigen Dialog wiedergegeben werden könne. Im 15. Jahrhundert, in den ersten Jahrzehnten nach der Erfindung der Druckerpresse, fühlte sich der anspruchsvollere Leser von mechanisch reproduzierten Buchkopien eher abgestoßen. Darum mussten die frühen mechanischen Drucke die nunmehr kontraproduktiven Lösungen der Handschriften jener Zeit nachäffen, um in den gebildeten Kreisen akzeptiert zu werden: zum Beispiel die zusammengeschriebenen Buchstaben (Ligaturen). Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts gab es mehr als genug Bü-

cher, und die Menschen lernten, schnell und leise zu lesen. Doch die Kulturwächter der Zeit verschmähten, wie nicht anders zu erwarten, die leise, kontinuierliche Lektüre mit den begleitenden, stundenlang durchgehaltenen charakteristischen Kopfbewegungen der Leser. Die stillen Leser sollten öfter Pausen einlegen, aufstehen und umhergehen, denn diese ganze Lektüre sei für ihre Gesundheit schädlich. Die große Sorge im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts galt dem Telefon: Die gesellschaftlichen Grenzen würden fallen, wenn einfach jeder Fremde anrufen und sich dem Familienleben aufdrängen konnte. Tatsächlich ist die demokratisierende Wirkung des Telefons in den letzten gut 125 Jahren unbestritten; heutzutage hegt niemand mehr solche Bedenken.

Dann sah Neil Postman in den 1980er Jahren im Fernsehkonsum einen Grund, sich Sorgen zu machen. Sein Bestseller *Wir amüsieren uns zu Tode* (Postman 1985) wirft ein grelles Licht auf den Wandel des politischen Diskurses, der sich Unterhaltung und Werbung immer mehr annähert. Doch Postmans Argumentation übersieht die Einschränkungen der Demokratie durch Bücher und Zeitungen, die der Wirksamkeit offener politischer Debatten ebenfalls schaden können. Einige Jahre zuvor hatte Postman *Das Verschwinden der Kindheit* (Postman 1982) veröffentlicht, ein Buch, in dem er die Schwächung und sogar das Verschwinden des Unterschiedes zwischen Kindheit und Erwachsenenalter im Zeitalter des Fernsehens beklagte. Indes, Postmans Analyse konnte keine befriedigende Interpretation für die historische Tatsache bieten, dass die soziologische (wohlgemerkt, nicht die biologische) Unterscheidung zwischen Kindheit und Erwachsenenalter ein Produkt des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit ist. Wenn sich die kulturelle und soziologische Trennung zwischen Kindern und Erwachsenen gegenwärtig wieder lockert, sollten wir das eher als natürliche und gesunde Entwicklung betrachten.

Wenn sich die Technik-Pessimisten, und besonders die heutigen Technik-Pessimisten, Sorgen über die Auswirkungen der Technologie auf die Kultur machen, so missverstehen sie das Wesen von Kultur. Sie denken ausschließlich an die Hochkultur («Culture« mit großem »C«), während sie sich mit einem weiter gefassten Kulturbegriff anfreunden sollten («Culture« mit kleinem »c«); auch eine Kerze ist ein kulturelles Artefakt. Auf diesen Kulturbegriff bezog sich zuerst Friedrich Nietzsche im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts: Kultur als Werkzeug der menschlichen Evolution, als Mittel kollektiven und individuellen Überlebens. Auch Wissen sollte in diesem Sinne klein geschrieben werden; es sollte in erster Linie praktisch, nicht theoretisch sein. Wissen in kleiner Münze eben. Wissen – das heißt »gewusst, wie«; es heißt Entdecken, zu Ende Verfolgen und Lösen. Die Theorie ist nur eines der Werkzeuge der Praxis, des Handelns, im Rahmen anderer Instrumente, Ausrüstungen und Geräte. Das Gros unseres Wissens ist eingebettet in die Werkzeuge, die uns zur Verfügung stehen. Die menschliche Kultur

bestand schon immer in ihren objektivierten Werkzeugen. Es gibt kein natürliches Umfeld des Menschen; die menschliche Umgebung ist menschlich genau seit dem Zeitpunkt, da sie aufhörte, natürlich zu sein. Unter Erkenntnisgesichtspunkten war die menschliche Natur schon immer an den Gebrauch von Werkzeugen gebunden. Man denke an Merlin Donalds These, dass das menschliche Gedächtnis typischerweise mit Hilfe externer Werkzeuge funktioniert (vgl. Donald 1991). Natürlich speichern wir enorme Informationsmengen in unserem Gehirn, doch letztlich bedeutete kognitive Evolution Evolution von Werkzeugen – von den ersten Höhlenmalereien bis zum Internet. Das Internet ist genauso ein externes Gedächtnishilfsmittel wie Bücher, Handschriften und Höhlenmalereien. Das denkende Individuum hat schon immer mit seinen und durch seine Hilfsmittel gedacht; heute geschieht dies zunehmend durch Netzwerkkommunikation und die Möglichkeiten des Internets.

Doch nun sieht der Technik-Pessimist einen kulturellen Niedergang in der Tatsache, dass individuelles Denken durch Internet und Mobiltelefonie unausweichlich und ständig mit kollektivem Denken verbunden ist – dass also das isolierte Denken immer weiter zurückgedrängt wird. Allerdings ist an diesem Muster nichts wirklich neu – man denke nur an Robin Dunbars These (1996), dass Sprache in erster Linie als Hilfsmittel sozialer Intelligenz entstand.

Die menschliche Kultur ist notwendigerweise eine Kultur künstlicher Hilfsmittel. Wir können natürlich immer fragen, ob unsere Hilfsmittel und Instrumente sich heute in eine vielversprechende Richtung weiterentwickeln und ob sich diese Richtung überhaupt beeinflussen lässt. Die von technologischen Deterministen vertretene Position, Veränderungen in unserem Lebensstil würden durch die Entwicklungen unserer Werkzeuge und Technologien determiniert, ist nur sehr begrenzt wahr. Im Allgemeinen ist der Ansatz der gesellschaftlichen Konstruktion der Technologie wesentlich tragfähiger: Wir benutzen und entwickeln jene Technologien und technischen Werkzeuge, derer wir gesellschaftlich bedürfen. Und ebendieses Konzept des sozialen Konstruktivismus ist ein gedanklich anregender Aspekt in Carolyn Marvins Buch *When Old Technologies Were New*:

»Neue Praktiken entstehen nicht unbedingt direkt aus Technologien, die sie inspirieren; vielmehr werden sie aus alten Praktiken heraus improvisiert, die in neuer Umgebung nicht mehr funktionieren. [...] Medien [...] sind konstruierte Komplexe aus Gewohnheiten, Überzeugungen und Prozeduren, die in komplizierte kulturelle Kommunikationscodes eingebettet sind. Die Geschichte der Medien ist niemals mehr oder weniger als die Geschichte ihrer Verwendungen, und damit geht der Blick immer wieder weg von den Medien zu den sozialen Praktiken und Konflikten, die auf diese Weise beleuchtet werden. Neue Medien, die im weiteren Verständnis die Verwendung neuer Kommunikationstechnologien für alte und neue Zwecke ebenso einschließen wie neue Wege, alte Technolo-

gien zu nutzen, sowie im Prinzip alle anderen Möglichkeiten für den Austausch von sozialen Bedeutungen, werden immer in ein Spannungsfeld eingeführt. Dieses entsteht durch die Koexistenz von Altem und Neuem und ist viel reicher als jedes einzelne Medium für sich genommen, das nur in den Brennpunkt des Interesses gerät, weil es neuartig ist« (Marvin 1988: 5, 8).

Die Ausbreitung von Mobiltelefonen unterstreicht auf dramatische Weise die These von der gesellschaftlichen Konstruktion der Technologie. Das Handy ist ein charakteristisches Kommunikationswerkzeug in der postmodernen Gesellschaft. Dabei bezieht sich »postmodern« in erster Linie auf die radikale Dezentralisierung und Fragmentierung der sozialen Kommunikation – mit dem Ergebnis, dass hierarchische Strukturen, zentralisierte Kontrolle und lineare Logik über Bord geworfen werden. Fraglos charakterisiert dieser Zustand die Desintegration der Metropolen des späten 20. Jahrhunderts in Subkulturen. Das Mobiltelefon ist eine Antwort auf die postmoderne Herausforderung – und zugleich verstärkt es natürlich die fortgesetzte Dezentralisierung noch mehr. Hierin könnte eine Erklärung dafür liegen, warum die Mobiltechnologie sich erst neuerdings so gewaltig entwickelt, obwohl alle wichtigen Elemente dieser Technologie bereits in den späten 1940er Jahren zur Verfügung standen, einschließlich des (Funk-) Zellen-Prinzips (das auch zur amerikanischen Bezeichnung »cellular phone« für das Handy führte). In dem Sammelband *Wireless World: Social and Interactional Aspects of the Mobile Age* (Brown/Green/Harper 2001) unterstreicht Anthony Townsend den Gedanken der gesellschaftlichen Konstruktion der Technologie nachdrücklich: Gesellschaften entwickeln jene Technologien, die am besten zu den Werten, Normen und Zielen der jeweiligen Zeit passen. Dabei zitiert Townsend aus Herbert Cassons *The History of the Telephone* (1910): »Keine Erfindung kam mehr zur rechten Zeit als das Telefon. Es kam genau zu der Zeit, als es für die Organisation der großen Städte und für die Einigung der Nationen gebraucht wurde.« Und nach Townsend gilt ebendies auch für das Mobiltelefon: »Auf ähnliche Weise kam anscheinend in den 1990er Jahren das Mobiltelefon genau zur richtigen Zeit, als es gebraucht wurde, um jene dramatische Dezentralisierung der Kommunikationskanäle zu erleichtern, welche die neuen Sozialsysteme im postmodernen Zeitalter erfordern« (Townsend 2001). So erfüllt das Handy postmoderne Bedürfnisse, ist aber zugleich, so meine Zusammenfassung, auch eine Maschine, die tiefen, urtümlichen menschlichen Kommunikationsbedürfnissen entspricht. Die Mobilkommunikation verweist auf eine Zukunft, die verspricht, im Leben der postmodernen Gesellschaft einige der Eigenschaften wieder zu beleben, durch die sich früher genuine lokale Gemeinschaften auszeichneten.

Literatur

- Balázs, Béla (1982)**, »Der sichtbare Mensch« (1924), in: Helmut H. Diederichs/Wolfgang Gersch/Magda Nagy (Hg.), *Schriften zum Film*, Band 1: *Der sichtbare Mensch. Kritiken und Aufsätze, 1922-1926*, München: Hanser, S. 51-145. [Neuausgabe: Frankfurt am Main: Suhrkamp 2001 (stw).]
- Brown, Barry/Green, Nicola/Harper, Richard (Hg.) (2001)**, *Wireless World: Social and Interactional Aspects of the Mobile Age*, London: Springer.
- Carothers, John Colin (1959)**, »Culture, Psychiatry and the Written Word«, in: *Psychiatry: Journal for the Study of Interpersonal Processes* 22, S. 307-320.
- Casson, Herbert N. (1910)**, *The History of the Telephone*, Chicago: McClurg.
- Donald, Merlin (1991)**, *Origins of the Modern Mind: Three Stages in the Evolution of Culture and Cognition*, Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Dunbar, Robin (1996)**, *Grooming, Gossip, and the Evolution of Language*, Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Fox, Kate (2001)**, »Evolution, Alienation and Gossip: The Role of Mobile Telecommunications in the 21st Century«, Oxford: Social Issues Research Centre, <http://www.sirc.org/publik/gossip.shtml> (14. Juli 2005).
- Gould, Stephen Jay (1993)**, *Eight Little Piggies: Reflections in Natural History*, New York: Norton.
- Ivins, William M. Jr. (1953)**, *Prints and Visual Communication*, London: Routledge & Kegan Paul.
- Katz, James E. (2003)**, »A Nation of Ghosts? Choreography of Mobile Communication in Public Spaces«, in: Kristóf Nyíri (Hg.), *Mobile Democracy: Essays on Society, Self and Politics*, Wien: Passagen Verlag, S. 21-33.
- Marvin, Carolyn (1988)**, *When Old Technologies Were New: Thinking About Electric Communication in the Late Nineteenth Century*, New York: Oxford University Press.
- Marx, Karl (1964)**, »Das philosophische Manifest der historischen Rechtsschule« (1842), in: Karl Marx/Friedrich Engels, *Werke*, Bd. 1, Berlin: Dietz Verlag, S. 78-85.
- Marx, Karl (1962)**, »Der Fetischcharakter der Ware und sein Geheimnis«, *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie*, Buch 1: *Der Produktionsprozess des Kapitals* (1867), Kapitel 1.4, in: Karl Marx/Friedrich Engels, *Werke*, Bd. 23, Berlin: Dietz Verlag, S. 85-98.
- Neisser, Ulric (1967)**, *Cognitive Psychology*, New York: Appleton-Century-Crofts.
- Postman, Neil (1982)**, *The Disappearance of Childhood*, New York: Delacorte Press, 2. Aufl. New York: Vintage Books, 1994. [Dt. *Das Verschwinden der Kindheit*, Frankfurt am Main: Fischer, 1983.]

- Postman, Neil (1985)**, *Amusing Ourselves to Death: Public Discourse in the Age of Show Business*, New York: Viking Penguin. [Dt. *Wir amüsieren uns zu Tode*, Frankfurt am Main: Fischer, 1985.]
- Spence, Jo/Holland, Patricia (Hg.) (1991)**, *Family Snaps: The Meanings of Domestic Photography*, London: Virago Press.
- Townsend, Anthony (2001)**, »Mobile Communications in the Twenty-first Century City«, in: Barry Brown/Nicola Green/Richard Harper (Hg.), *Wireless World: Social and Interactional Aspects of the Mobile Age*, London: Springer.
- West, Thomas G. (1997)**, *In the Mind's Eye: Visual Thinkers, Gifted People with Dyslexia and Other Learning Difficulties, Computer Images, and the Ironies of Creativity*, Amherst, NY: Prometheus Books [1. Aufl. 1991].